

(Nachdruck verboten.)

183

Foma Gordjefew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Jesim hatte recht: in diesen paar Tagen hatte sich Foma rasch verändert. Die in ihm aufflammende Leidenschaft hatte ihn zum Gebieter über die Seele und den Leib dieser Frau gemacht, er trank gierig die feurige Süße dieser Macht, und sie merzte in ihm all das Blumpe aus, was ihn mürrisch und etwas einfältig erscheinen ließ; nachdem sie das alles in ihm vernichtet hatte, tränkte sie sein Herz mit jungem Stolz und mit dem Bewußtsein seiner menschlichen Persönlichkeit: die Liebe zum Weibe ist für den Mann immer fruchtbringend, wie ihre Beschaffenheit auch sei, selbst wenn sie ihm nur Leiden bringt — auch darin ist stets viel Kostbares enthalten. Während die Liebe für die kranke Seele ein starkes Gift ist, ist sie für die gesunde dasselbe, was das Feuer für das Eisen ist, das zu Stahl werden will.

Fomas Liebe zu der dreißigjährigen Frau riß ihn nicht von der Arbeit los; er verlor sich weder in den Liebkosungen noch in der Arbeit und setzte hier und dort sein ganzes Ich ein. Die Frau erregte in ihm wie guter Wein mit gleicher Kraft Durst nach Arbeit und nach Liebe, und sie selbst verjüngte sich, indem sie die Küsse der Jugend in Empfang nahm.

In Permij erwartete Foma ein Brief vom Vater, der ihm mitteilte, Ignat habe sich vor Sehnsucht nach dem Sohne dem Trunke ergeben, und es sei in seinen Jahren schädlich, so zu trinken. Der Brief schloß mit dem Rat, sich mit den Geschäften zu beileben und möglichst schnell nach Hause zu kommen. Foma fühlte in diesem Ratschlag etwas Banges, das die helle Freude seines Herzens trübte, doch in der Sorge um die Geschäfte und in den Liebkosungen Balagejas schwand dieser Schatten. Sein Leben schwamm mit der Schnelligkeit der Flußwelle dahin, und jeder Tag brachte immer neue Eindrücke und entsaltete in ihm neue Gedanken. Balageja verschwendete an ihn die ganze Leidenschaft einer Geliebten, die ganze Macht des Gefühls, die die Frauen ihrer Jahre in die Liebe legen, indem sie die letzten Tropfen aus dem Kelch des Lebens trinken. Doch manchmal erwachte in ihr ein andres Gefühl, das nicht minder heftig war und das Foma noch mehr an sie fesselte, — ein Gefühl, das dem Streben der Mutter ähnlich war, den geliebten Sohn vor Fehltritten zu bewahren, ihn die Weisheit des Lebens zu lehren. Oft in der Nacht, wenn sie mit ihm auf dem Deck saß und ihn umfaßt hielt, sagte sie zu ihm freundlich und traurig:

„Höre auf mich wie auf eine ältere Schwester. Ich habe gelebt und kenne die Menschen . . . ich habe in meinem Leben vieles gesehen! Wähle Dir Deine Kameraden mit Ueberlegung aus, denn es giebt Menschen, die ansteckend sind wie eine Krankheit. Zuerst merkst Du nicht, wer es ist, es scheint ein Mensch wie alle zu sein . . . und plötzlich fängt Du an, ohne es zu merken, ihm im Leben nachzuahmen. Und auf einmal sind seine wunden Stellen auf Dich übergegangen. Ich habe durch eine Freundin alles verloren . . . ich hatte einen Mann . . . zwei Kinder . . . es ging uns gut . . . mein Mann war Gemeindeführer.“

Sie schwieg und blickte lang über das Bord auf das vom Schiff ausgewühlte Wasser, und dann begann sie wieder feufzend:

„Mit unsrer Sippe, den Weibern, mußt Du vorsichtig sein, die heilige Mutter Gottes beschütze Dich! Du bist noch weich, Dein Herz ist noch nicht gestählt. Auf solche, wie Du es bist, sind die Frauen lüstern, Du bist stark, schön, reich . . . Nimm Dich am meisten vor den Stillen in acht, sie klammern sich wie Blutegel an den Mann und saugen und saugen an ihm und sind dabei so freundlich und zärtlich. Sie wird Dein Blut trinken, und ihr selbst wird's gut gehen . . . und Dir bricht dabei das Herz. Halte Dich mehr an solche, die lustig sind wie ich. Solche sind selbstlos.“

Sie war wirklich uneigennützig. In Permij kaufte ihr Foma verschiedene Kleider und Kleinigkeiten. Sie freute sich darüber; als sie es aber genau besehen hatte, sagte sie besorgt:

„Verschwende nicht so viel Geld . . . daß Dein Vater

nicht böse wird. . . . Ich liebe Dich auch so . . . ohne das alles.“

Sie hatte ihm schon früher erklärt, sie würde nur bis Kasanij mit ihm fahren, dort hatte sie eine verheiratete Schwester. Foma glaubte nicht, daß sie ihn verlassen würde, und als sie eine Nacht vor der Ankunft in Kasanij ihre Worte wiederholte, wurde er düster gestimmt und begann sie zu bitten, nicht von ihm fortzugehen.

„Gräme Dich nicht vor der Zeit,“ sagte sie. „Wir haben noch eine ganze Nacht vor uns . . . Wenn wir Abschied nehmen, dann kannst Du Dich grämen . . . wenn es Dir leid thun wird.“

Doch er überredete sie mit immer größerem Feuer, ihn nicht zu verlassen, und zuletzt erklärte er ihr, wie zu erwarten war, er werde sie heiraten.

„Ja, ja . . . so ist's!“ sagte sie und lachte. „Ich soll Dich heiraten, da ich einen lebenden Mann habe? Du mein lieber Sonderling! Heiraten willst Du mich? Heiratet man denn solche? Du wirst noch viele, viele Geliebte haben. Heirate dann, wenn Du Dir die Hörner schon abgestoßen hast, wenn Du der Süßigkeiten satt bist und nach Roggenbrot Lust trägst . . . Dann ist's Zeit zum Heiraten. Ein gesunder Mann sollte um seiner Ruhe willen nicht früh heiraten . . . eine Frau ist ihm zu wenig, und er geht dann zu andern. Und auch Du mußt, wenn Du glücklich sein willst, erst dann heiraten, wenn Du siehst, daß Dir auch eine Frau genügt.“

Doch je länger sie sprach, desto beharrlicher und entschlossener wurde Foma in seinem Wunsch, sich nicht von ihr zu trennen.

„Hör einmal auf mich,“ sagte die Frau ruhig. „In Deiner Hand brennt ein Kleinspan, Dir ist aber auch ohne ihn heiß; tauche ihn auf einmal ins Wasser, dann wird es keinen Dunst geben, und Du wirst Dir Deine Hände nicht verbrennen.“

„Ich verstehe Deine Worte nicht.“

„Gieb Dir Mühe, zu verstehen . . . Du hast mir nichts Schlechtes gethan, und ich meine es auch gut mit Dir . . . darum geh' ich.“

Es ist schwer zu sagen, womit dieser Streit geendet hätte, wenn nicht ein Zufall dazwischen gekommen wäre. In Kasanij erhielt Foma ein Telegramm von Majatin, der seinem Laufkind kurz befahl: „Reise unverzüglich mit dem Passagierdampfer hierher.“ Fomas Herz krampte sich schmerzlich zusammen, und nach einigen Stunden stand er mit aufeinandergepreßten Zähnen, bleich und düster auf der Galerie des Dampfschiffs, während es die Landungsstelle verließ, hielt das Geländer fest mit den Händen umfaßt und schaute starr und ohne zu blinzeln in das Gesicht seiner Geliebten, das zugleich mit der Landungsbrücke und dem Ufer in die Ferne schwannte. Balageja winkte ihm mit dem Tuch und lächelte immerzu, doch er wußte, daß sie schwere, große Thränen weinte. Von ihren Thränen war Fomas ganze Gemüthsdrift naß, und von ihnen war es in seinem von düsterer Bangigkeit erfüllten Herzen schwer und kalt. Die Gestalt der Frau wurde immer kleiner, als schmolze sie, Foma wandte kein Auge von ihr und fühlte außer der Angst um den Vater und der Trauer um diese Frau in seiner Seele ein neues heftiges, bitteres Gefühl aufsteigen. Er konnte es nicht nennen, doch schien es ihm dem Gefühl der Kränkung über ein ihm von jemand zugefügtes Unrecht ähnlich zu sein.

Die Menschenmenge am Landungsplatz verschwamm in einen einzigen dunkeln, toten Fleck ohne Gesichter, ohne Formen und ohne Bewegung. Foma ließ das Geländer los und begann düster auf dem Deck auf und ab zu gehen.

Die Passagiere machten sich laut sprechend ans Theetrinken; die Kellner huschten durch die Galerie und deckten die Tische; irgendwo unten, auf dem Hinterteil des Schiffs in der dritten Klasse, lachte ein Kind und weinte eine Harmonika, der Koch hatte eifrig mit den Messern, und das Geschirr klirrte mit einem spröden Laut. Das riesige Dampfschiff durchschnitt die Wellen, machte sie aufschäumen und schwamm schnell, vor Anstrengung zitternd und schwer feufzend, gegen den Strom. Foma blickte auf den Streifen der zertrümmerten, stürmenden wütenden Wellen hinter dem Schiff und empfand in sich den

wilden Wunsch, etwas zu zerbrechen, zu zerreißen, sich auch mit der Brust gegen den Strom zu stemmen und dessen Andrang an seiner Brust und seinen Schultern zerhacken zu lassen.

„Ja, das Schicksal!“ sagte jemand neben ihm mit heiserer, müder Stimme.

Dieses Wort war ihm bekannt: die Tante Anfissa hatte damit oft Tomas Fragen beantwortet, und er verband mit diesem kurzen Wort die Vorstellung einer Macht der die Macht Gottes ähnlich war. Er blickte die Sprechenden an: der eine davon war ein grauhaariger, alter Mann mit einem gutmütigen Gesicht, der andre war jünger und hatte große, müde Augen und einen schwarzen Spitzbart. Seine große, knorpelige Nase und die gelben, eingefallenen Wangen erinnerten Toma an seinen Vaten.

„Das Schicksal!“ wiederholte der Alte mit Bestimmtheit den Ausruf seines Nachbarn und lächelte. „Er steht über dem Leben, wie ein Fischer über dem Fluß: es wirft in unser Getümmel eine Angel mit Köder aus, und der Mensch schnappt gleich mit gierigem Mund nach dem Köder... da zieht es auf einmal den Angelstock in die Höhe — und nun zappelt der Mensch auf der Erde, und wenn man hinschaut, ist sein Herz zerrissen... so ist's, mein Lieber!“

Toma schloß die Augen, als hätte sie ein Sonnenstrahl getroffen, und sagte laut, indem er mit dem Kopf nickte:

„Stimmt! Ja, das stimmt!“

Die beiden, die das Gespräch führten, blickten ihn scharf an: der Alte mit einem feinen, klugen Lächeln, der Großäugige unfreundlich und abweisend. Das machte Toma verlegen, und er trat errötend beiseite, indem er über das Schicksal nachdachte und nicht begreifen konnte, wozu es ihn durch das Geschenk einer Frau erfreut hatte und dann ihm das Geschenk so ohne weiteres und so kränkend aus den Händen entriß? Und er begriff, daß das unklare, bittere Gefühl, das er in sich trug, die Empörung über das Schicksal, über sein Spiel mit ihm war. Er war vom Leben zu sehr verwöhnt, um den ersten Tropfen Gift in dem eben an die Rippen gekleckten Kelch ruhiger hinzunehmen, er verbrachte die ganze Zeit der Reise ohne Schlaf, dachte an die Worte des Alten und zog seine Empörung groß. Doch sie erregte in ihm keine Niedergeschlagenheit und Trauer, sondern ein zorniges, rachedurstiges Gefühl.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Und eines herrlichen Tages, wenn alle Knospen springen, wird der Grunewald zum Berliner Volkspark geworden sein. Nicht mehr wird er zu 99/100 verbotener Weg und zu 1/100 Stullenpapier sein, nein, überall werden in voller Freiheit und Ungebundenheit die Straßenbahnen fahren, Leitungssäulen sich erheben, Anschlagssäulen, fesselnde Bilder gewähren und patriotische Denkmäler das Volk erheben. Um Verkehrsstörungen zu vermeiden, werden die Kiefern sauber entfernt werden, und damit den mit recht unbeliebten Knödelbrüchen vorgebeugt werde, wird der jetzt so holprige gefahrvolle Boden elegant asphaltiert werden. Nichts, gar nichts wird dann die sonntäglich in den Park hinausströmende Menge von den weltstädtischen Gemüthen entbehren, mittels künstlicher Raucherzeuger wird sogar peinlich genau die Berliner Atmosphäre in allen Einzelheiten nachgeahmt. Kurz, der Grunewald wird zum Paradies werden, und in ihm werden hochgestimmte junge Liebespaare selig wandeln, versunken in die Erhabenheit der zivilisierten Natur, und wenn sie Glück haben, wird ein abgerissener Leitungsdraht sie beide innig umschlingen und in das dem Vornehmen der „Kreuzzeitung“ nach bessere Jenen befordern.

In solcher nicht mehr fernem Zukunft wird nur noch eine Stelle an die barbarischen Zeiten erinnern, da es im Grunewald noch Bäume statt Leitungssäulen, Rehe statt Straßenbahnen, Eichläschen statt stubenreine Seidenpflücker gab. Wie am Nordpol in der Welt ewigen Eises, so wird es im Stadtpark Grunewald — den Namen kann man ruhig beibehalten; denn auch in der Akerstraße wächst ja kein Roggen — eine stille, einsame, hochberühmte August-Scherl-Insel geben. Mit dem zukunftsdringenden Weitblick, der den Präceptor Germaniens auszeichnet, hat August Scherl die Entwicklung des Grunewalds zum verkehrsgünstigen Stadtpark vorausgesehen, und es war ihm ein tiefes Bedürfnis, den Areal-Abonnenten des „Lokal-Anzeigers“ dereinst zu zeigen, was die Urgroßväter-Abonnenten des damals erst zweimal täglich erscheinenden Blattes unter einem Wald verstanden. Am Festlingsanfang des Jahres 1900 hat August Scherl in der Kolonie Grunewald eine Waldinsel angekauft, zu dem Zweck, daß sie unberührt erhalten bleibe.

Dem Landtage ist kürzlich ein Bericht über Forstverkäufe vorgelegt und daraus ergibt sich, daß dem Verleger August Scherl in

Berlin durch Vertrag vom 21. März 1900 6,0071 Hektar des als Enklave im Gemeindebezirk Grunewald gelegenen Dienstaders der Försterei Hundeflehe in der Oberförsterei Grunewald für 1 800 000 M. verkauft worden sind. „p. Scherl will“, so heißt es in dem Urkundsstück, „durch den Ankauf des Grundstückes dessen Bebauung abzuwenden, um sich die Annehmlichkeit des Aufenthaltes in der ihm gehörenden, nahe an der Grenze errichteten Villa auf die Dauer zu sichern. Scherl hat sich verpflichtet, den größeren Teil des Grundstückes ohne Genehmigung des Ministers für Landwirtschaft usw. weder zu verkaufen noch sonst zu veräußern, widrigenfalls er einer Vertragsstrafe von 300 000 M. verfällt.“

Man kann ohne weiteres annehmen, daß August Scherl nicht bloß durch seine Abneigung gegen nachbarliche Konkurrenten zu diesem Kauf veranlaßt worden ist, sondern daß ihn auch die große Idee leitete, ein Stück Grunewald in seiner jetzigen Gestalt zu erhalten. Und außerdem mag er noch durch ein praktisches Beispiel haben bewiesen wollen — er ist ja auch der Erfinder eines Patentsparsystems — wie der Teil der sozialen Frage, den man Wohnungsfrage nennt, einfach und vollkommen zu lösen sei. Man beklagt die gesundheitlichen, ästhetischen und moralischen Nachteile des engen Massenquartierwohnens. August Scherl zeigt uns, wie kinderleicht Abhilfe zu schaffen ist. Jeder laufe sich um seine Villa sechs Hektar Land und verpflichte sich, die freie Fläche nicht zu bebauen, und niemand wird mehr Klage erheben, daß die Menschen zu dicht aneinander haufen. August Scherl ist in jeder Hinsicht ein Bahnbrecher!

Außerdem hat jener Kaufvertrag den großen Vorteil für August Scherl, daß er Rudolf Mosse für alle Zeit der Möglichkeit beraubt, sich neben ihm anzubauen. Es ist schon schlimm genug, daß die beiden in Berlin in unmittelbarer Nachbarschaft geraten sind. Mosses Betrieb in der Jerusalemstraße ist allzu nahe der Zimmerstraße, und wenn Scherl privatim in der Bellevuestraße wohnt, so ist der Mossepalaß am Leipziger Platz nur wenige Schritte von ihm entfernt, wenn allerdings auch der Verkehr auf dem Potsdamer Platz einen fast unübersteigbaren Grenzwall zwischen den feindlichen Lagern bildet. Im Grunewald also ist Scherl sicher. Sechs Hektar Waldbodens trennen ihn auf jeden Fall für alle Zeiten von Rudolf Mosse, er hat auf einer undurchdringlichen Insel sein Königreich der öffentlichen Meinung etabliert.

Uebrigens bin ich den Lesern noch Nachricht über den Fortgang des Scherl-Mosse-Krieges schuldig. Er wird in der That mit äußerster Grausamkeit, Verschlagenheit und Hinterlist weiter geführt.

Mosse begann das neue Kriegsjahr mit einem furchtbaren strategischen Einfall. Tag für Tag brachte das „Tageblatt“ von empörten Lesern lange Listen über Druckfehler und Irrtümer im Scherlschen Adreßbuch. Mosse bewies, daß dieses Adreßbuch eine Quelle unfehliger Verwirrung sei. Niemand in Berlin und Vororten wußte mehr, wie er richtig heiße und wo er wohne. Das „Tageblatt“ erzählte von Bankrottten, die infolge falscher Adreßbuch-Angaben entstanden, von schauerhaften Familientragödien, Ehebrüchen, Bahnsimms-Anfällen und Selbstmorden, die alle veranlaßt seien durch Fehler des Adreßbuchs. Kurz, August Scherl stand da vor der Welt als Stifter allen Unheils, als gewissenloser Zerstörer der Gesellschaft, als Todfeind der Kultur und liederlicher Geschäftsmann obendrein.

Aber August Scherl nahm fürchterliche Rache. Er erklärte in großen Inveraten, daß das Mossesche Druckfehlerverzeichnis nicht der Willkürherrschaft auf das Gesamtwohl, sondern vielmehr durch aus böswilliger Absicht entworfen sei. Und triumphierend verkündete er zugleich, daß er die Gelegenheit benutze, um künftig statt eines zu zwei Nachträge zum Adreßbuch erscheinen zu lassen.

Mosses Angriff war abgeschlagen. Er soll am Wisen Lebhöfens sich ausgeweinert haben, als er die neue Bosheit seines Feindes erfuhr. So viel Schleichheit hatte Mosse der Menschheit doch nicht zugetraut:

Zwei Nachträge! . . .

Indessen von einer andren Seite droht Scherl jetzt schlimme Gefahr; von dem Gesetz gegen Verunstaltung Landschaftlich hervorragender Gegenden durch Reklamen. Anfangs glaubte ich, es sei gegen die Siegesallee gerichtet. Aber Vegas beauftragte mich; jeder, der die Denkmäler ansehe, erkenne sofort, daß sie nicht als Reklame für die brandenburgisch-preussischen Fürstlichkeiten beabsichtigt seien. Dann erfuhr ich, daß der Entwurf bestimmt sei, August Scherls Nacht zu brechen. Es soll ihm künftig nicht mehr gestattet sein, beispielsweise die landschaftlich hervorragende Gegend zwischen Friedenau und Großgörschenstraße durch Lokalanzeiger-Reklamen zu verunstalten.

Ich erlaube mir, Scherl meine Besorgnisse schriftlich mitzuteilen, und er geruhte daraufhin mich in Audienz zu empfangen.

Nachdem ich ihm meine Meinung auseinandergesetzt, nahm der gewaltige Mann das Wort und mit einem trümmrigen Ausdruck, der in die Rästel der Zukunft und Vergangenheit versenkten Augen, sprach er ungefähr das Folgende:

„Sie glauben also, daß das Gesetz sich gegen mich richtet? Ich kann nicht annehmen, daß man meine Absichten maßgebenden Orts so mißverstehen könnte. Ja früher, als ich noch ein armer Teufel war, da verkannte man mein Streben. Wenn ich noch daran denke, wie man einst mir Hindernisse in den Weg legte! Ich fing meine Mission auf Erden an, indem ich versuchte, Kunst und Litteratur im ganzen Volke zu verbreiten. Herr des Himmels, war das ein

falligkeit in Stammesherkunft und Sprache ist eine Folge der Art der Besiedelung des Gebirges. Es war natürlich, daß die Ränder, Ausläufer und Thäler des Harzes weit früher mit menschlichen Niederlassungen besetzt wurden als die unwegsameren, rauhen Höhen in der Mitte des Gebirges. So ging die erste Besiedelung des Oberharzes erst um das Jahr 1200 von Goslar aus. Das dortige Reichthum Simonis-Juda gründete in jener Zeit das Kloster Mathiaszell, in dessen Nähe sich dann in den Jahren 1240 bis 1248 Wald- und Bergleute ansiedelten, welche in dem abgetriebenen Oberharzwalde Kohlenbrennerei, Viehzucht und Bergbau trieben. Seit 1349 verödete, hauptsächlich infolge der Pest, der Oberharz wieder und 1431 wurde das Kloster Mathiaszell, nachdem es längst verlassen worden, wieder aufgehoben. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts wurde sodann der Oberharz zum zweiten Male besiedelt. Da nun die Bergleute der oberharzigen Orte Klausthal, Zellerfeld, Ladathal, Wildemann u. a. aus dem Erzgebirge, die Goslarer zuerst aus Franken und die der Bergstadt St. Andreasberg aus der Grafschaft Hohenstein stammten, so sprechen sie niederdeutsch und diese den oberdeutschen Dialekt redenden Orte bilden somit eine sehr interessante Sprachinsel im niederdeutschen Sprachgebiet, dem sonst der ganze Oberharz angehört. Gemischt oberdeutsch und niederdeutsch spricht das Bergstädtchen Altenau. Diese Eigentümlichkeiten in der Sprache, die sich schon mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten haben, werden wohl für alle Zeiten erhalten bleiben, da der Charakter des Gebirges durch beträchtliche Höhenzüge und tiefe Thalgründe den Bewohnern der verschiedenen Teile natürliche Barrieren gesetzt hat, die stets eine gewisse Abschließung hervorgerufen werden.

Litterarisches.

k. Manuskripte Leonardo da Vincis. Aus Rom wird berichtet: In diesen Tagen ist im Verlage von Roux und Biarengo der zweite Band der „Anatomia“ von Leonardo da Vinci nach dem im Schloß zu Windsor aufbewahrten Manuskript veröffentlicht worden. Es ist die erste Publikation des bedeutendsten Manuskripts, die noch ihre Fortsetzung haben soll, und die ein typographisches Meisterwerk bedeutet. Der Band enthält 79 Manuskripte und 193 Zeichnungen im Facsimile, die genaue Kopie des Originaltextes mit erklärendem Text und die Uebersetzung ins Französische. Jede Seite ist in klarer Helio-Gravüre aufs sorgfältigste reproduziert. Diese Publikation bedeutet einen neuen, wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Manuskripte des großen Forschers und Künstlers überhaupt, die zum Teil verschollen, zum Teil noch gar nicht publiziert sind. Sie haben ein merkwürdiges Aussehen. Es sind täglich geschriebene Notizen, Anmerkungen, Beobachtungen, Betrachtungen über alle von der Wissenschaft behandelten Objecte. Sie sind immer von rechts nach links in schöner und minutöser Kalligraphie geschrieben, die man nur durchscheinend oder mit Hilfe eines Spiegels lesen kann. Leonardo war Linkshänder, wie sein Freund Luca Paciolo berichtet; aber vielleicht leiteten ihn auch noch andre Motive bei einer derartigen Abfassung der Manuskripte. Vielleicht wollte er den ersten Ausdruck seiner Gedanken und Entdeckungen vor den Vielen, die ihn bewunderten, verbergen, vielleicht auch zog er diese Kalligraphie aus ästhetischen Gründen vor. Die Manuskripte haben ein wechselreiches Schicksal gehabt, aus dem nur durch Zufall noch ein großer Teil uns erhalten geblieben ist. Leonardo ließ seinen künstlerischen Nachlaß seinem bevorzugten Schüler Francesco Melzi. Die Familie Melzi, in deren Besitz dieser später überging, wußte nicht viel damit anzufangen und verschenkte ihn in leichtsinniger Weise. Ihre Freigiebigkeit wurde bald so allgemein bekannt, daß viele sie um Autographen, Plakate, Atelierreliquien Leonardos horten und solche erhielten. Der letzte Besitzer von zehn Manuskriptbänden Leonardos war Pompeo Leoni, der Bildhauer Philipps II., der mit ihnen dem spanischen König ein Geschenk machen wollte. Damit sie sich besser ausnahmen, reduzierte er die zehn Bände auf drei oder vier größere, die er nach seinem Geschmack anordnete. Durch ihn wurden die Manuskripte für immer ihrer ursprünglichen Anordnung beraubt. Seit dem ist die Geschichte dunkel; zwei Bände wurden nach dem Tode Leonis von Don Juan de Espina erworben; der eine, der jetzt publiziert wurde, wurde Eigentum von Windsor, der andre kam in die Ambrosiana.

n. Anton v. Perfall: „Die Malchule“. Novelle. München. Albert Langen. — Zwei Münchener Kunstmalere, die arm an Geld, aber reich an Ideen sind, amonicierten in den größeren Tageszeitungen, daß sie eine Malchule eröffnet haben. Wie so viele Amoneen, bleibt auch diese wirkungslos: nur eine einzige Schülerin meldet sich, die Tochter eines reichen Amerikaners. Natürlich verliebt sich der eine Lehrer gleich auf den ersten Blick in seine amnütige, doch gänzlich talentlose Schülerin. Der andre Herr Lehrer ist gegen derartige Scherze gefeit. Sein Herz hängt schon seit langem an einer emancipierten Blumenmalerin, die auf die Bitte ihres Anbeters gleichfalls als „Pseudo“-Schülerin in die Malchule eintritt. Beide Mädchen werden rasch Freundinnen und zwischen Kunstgesprächen und Binselstrichen gesehen sie einander ihre Herzensneigungen. Daß eine Pärchen verlobt sich rasch, das andre will es ihnen nachmachen. — Da geht die Thür auf und der amerikanische Herr Papa beginnt auch ein Wörtchen dreinzureden. Schließlich giebt er seinen Segen. Große Freude. Die Geschichte ist aus.

Aus dem Tierleben.

— Ueber die Kreuzspinne schreibt in der „Oestr.-ung. Bienezeitung“ P. Schachinger: Borige Woche span in meiner Honiglammere eine Kreuzspinne ihr Gewebe; das Tierchen war so auffällig groß und hübsch gezeichnet, daß meine Magd sich nicht entschließen konnte, es zu töten, bevor sie mir's gezeigt hatte. Ich aber hatte angeordnet, daß es ungeföhrt verbleibe und ihm kein Leid zugefügt werde, weil diese Spinnen eine wichtige Rolle spielen im Haushalte der Natur, indem sie Fliegen, Mücken und dergleichen Geschmeiß abfangen und verzehren. Ein Klein wenig dachte ich auch an den Aberglauben, daß die Spinnen Glück bringen, man sie also nicht töten solle. Wenige Tage darauf hielt ich Honigerute und wurden die vollen Waben in die gedachte Kammer gebracht, um ausgefleudert zu werden. Aber jubringlich, wie die Bienen um diese Zeit schon sind, fanden die Räucher bald eine schmale Fuge im Fenster, durch die sie in die Kammer drangen, um dort von dem herrlich duftenden Honig zu naschen. Ich beachtete sie anfangs nicht, da mich die Arbeit des Entdeckens und Schleuderns vollaus in Anspruch nahm. Zufällig fiel später mein Blick auf das Spinngewebe, aus dessen Centrum die schöne Kreuzspinne eben hervorschoß und eine in dem Netz hängende Biene rasch umwickelte. Hierdurch auf den Räuber aufmerksam geworden, faßte ich das Netz näher ins Auge und fand in demselben noch weitere drei Bienen, jede vollkommen umspinnen wie eine Mumi. Als ich sie von den Hüllen befreite, was nicht ohne Schwierigkeiten von statten ging, fand ich, daß sie alle drei noch zappelten, folglich erst im Laufe der letzten Stunde eingesponnen worden waren. Da hört sich alles auf, dachte ich mir, und schon im nächsten Augenblick schlenderte ich die freche Räuberin auf die Erde und zertrat sie ohne Barmherzigkeit. In Zukunft aber werde ich die Kreuzspinnen stets töten, wo immer ich sie ersehen kann und wie schön und wohlgenähst sie auch sein mögen. — („Merkur.“)

Humoristisches.

— Rücksichtslose Verwandtschaft. Junger Zahnarzt (zu seiner Frau): „Jetzt sind wir schon fünf Monate verheiratet und noch nicht ein einziger von Deiner großen Verwandtschaft hat sich einen Zahn bei mir ziehen lassen!“ —
 — Erklärung. A.: „... Als ich vor 20 Jahren hier durchkam, schien mir das Thal viel breiter!“
 B.: „Ganz natürlich — weil Sie damals nicht so dick waren!“ —
 — Schöner Traum. „Ach, Mama, mir hat heut so was Schönes geträumt!“
 „Nun, was denn, Lieschen?“
 „Ja, auf der Leberthranflasche stand „änerlich!“ —
 („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Karl Hauptmann wird in einer Versammlung des Giordano Bruno-Vundes, die am 3. Februar, abends 8 Uhr, im Bürgercafe des Rathhauses stattfand, aus einem neuen Werke „Die Vergaschmiede“ rezitieren. —
 — Die Erstaufführung von Sudermanns neuem Stück „Es lebe das Leben“ im Deutschen Theater ist auf die nächstfolgende Woche verschoben worden. —
 — Ferdinand Bonn ist vom 1. Februar an für das Schauspielhaus verpflichtet worden. —
 — Agnes Sorma beginnt ihr Gastspiel am Lessing-Theater am 1. Februar. —
 — Das Schiller-Theater bringt anfangs Februar Emile Augiers Schauspiel „Familie Fourchambault“, in der Uebersetzung von H. Löwenfeld zur Aufführung. —
 — Die Lessing-Gesellschaft bringt am 26. Januar im Neuen Theater d'Annunzios Tragödie „Die tote Stadt“ als Mittagsvorstellung. —
 — Oskar Strauß und Wozena Bradsky sind wieder zu Wolzogen zurückgekehrt. — Nun singet und seid froh! —
 — Die Aufführung von Kurt Arams Scene „Eine un-sittliche Ehe“ im Ueberbretel „Die elf Scharfrichter“ wurde von der Münchener Censur verboten. —
 — Von den Meisterbildern für's deutsche Haus“, herausgegeben vom Kunstwart (Preis jedes einzelnen Blattes 25 Pf.), ist eine neue Folge erschienen; sie enthält Dürers zwei „Apostelbilder“, Holbeins „Amerbach“-Bildnis, Rembrandts „Kreuzabnahme mit der Fadel“, Bellinis „Von den Engeln beweiinter Christus“ und Signorellis „Auferstehung des Fleisches“. —
 — Preise von 5000 M., 3000 M. und 2000 M. schreibt die Baubehörde für den Entwurf eines elektrischen Schiffszuges auf dem neuen Teltow-Kanal aus. Ferner werden je zweimal 1000 M. zum Anlauf geeigneter Entwürfe verawandt. —
 — Die Kosten der sibirischen Bahn wurden beim Beginn des Baues auf 350 000 000 Rubel geschätzt. Bis auf allen Einnen der Betrieb wirklich im Gange ist, wird eine Milliarde Rubel ausgegeben sein. —